

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 22 (1932)
Heft: 42

Artikel: Die Traubenlese [Schluss]
Autor: Keller, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647625>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

östlich vom heutigen Standort und etwa 150 Meter höher am Nordabhang mit wenig Sonne, was gewiß keine Verbesserung bedeutet. Die Bewohner von Splügen sind fast durchwegs gegen diese Umsiedlung. Die schönen, ertragsreichen Wiesen im Talgrunde und an den Hängen werden verschwinden; weiter oben ist keine Möglichkeit zur Gewinnung von Wiesland. Die Abhänge sind steil und felsig, zum Teil mit Wald bewachsen. Da die Neusplügener viel zu wenig Heuertrag ernten könnten, soll ihnen das Fehlende aus dem unteren Tale herbeigeschafft werden. Es soll eine Futterbeschaffung von auswärts eingerichtet werden. Ob das im Sinne der Rheinwalder sei, ist sehr zu bezweifeln. Die Heuernte auf dem eigenen Boden, heute wohl die bodenständigste und segensreichste Arbeit dieser Talbewohner, würde dahinfallen und was ist der Rheinwalder ohne seine Heuernte? Man kann sich ja vorstellen, daß „Neu-Splügen“ ein hygienisches und hübsches Dorf werden könnte, aber das, was alt Splügen ist und bedeutet, wird „Neu-Splügen“ niemals werden ...“

Adolf Weibel, Aarau.

Die Traubenlese.

Erzählung von H. Keller. (Schluß.)

Am Montag darauf sitzt unsere Lina im Zug, der sie dem Genfersee zuführt, befangen und gedankenvoll zwar vor dem Unbekannten, das sie erwartet, doch im innersten Herzen voll Dankbarkeit und fast froher Neugierde auf das Kommende, und voll Erstaunen über sich selbst, daß sie sich so schnell zu diesem Schritt entschließen konnte.

Schön ist die Welt jetzt überall diese letzten Tage durch, aber schöner kann sie nirgends sein, als eben hier, wo nach dem finstern Tunnel der strahlende, tiefblaue See heraufleuchtet, umrahmt von den duftigblauen Savoyenbergen und hier auf dieser Seite von lachenden, ernteschweren Weinbergen.



Der große Platz mit dem Hotel Bodenhaus und der Post.

Wie wunderschön! — Wonderfull! — Oh, comme c'est beau! so tönt's in allen Sprachen um Lina herum und alles stürzt in den Wagengang, um dies unbeschreiblich schöne Landschaftsbild besser genießen zu können. Nur Lina bleibt still an ihrem Platz, doch muß sie sich zusammennehmen, daß ihr vor Ergriffenheit ob diesem niegesehenen wunderbaren Stücklein Welt nicht die Augen übergehen. Die Hände muß sie falten in stiller Dankbarkeit. —

Und nun waltet sie als gute Stütze der vielbeschäftigten Hausfrau schon seit einigen Tagen im prächtig ob dem Genfersee gelegenen Rebtdörflein. Ist sie nicht ein ganz anderer Mensch geworden in dieser kurzen Zeit? Sie muß sich selbst wundern, daß sie sich hier so schnell heimisch fühlt, wie wohl sonst noch nie in ihrem Leben. Vielleicht ist's die welsche Herzlichkeit, die sie auftauert läßt, und auch die viele Arbeit, die ein jedes vollbeschäftigt und nicht Zeit zum Sinnieren und Aufhebensmachen läßt. Sie wird behandelt, als wäre sie schon lange da gewesen und ein Familienglied wie die andern auch. Das gibt ihr eine ungekannte Sicherheit und Unbefangenheit.

Wie so ring und schnell geht ihr die sonst nicht gewohnte Hausarbeit von der Hand! Nur zu früh kommt immer der Abend, dem sie zwar müde Glieder, doch auch ein frohes Herz entgegenbringt.

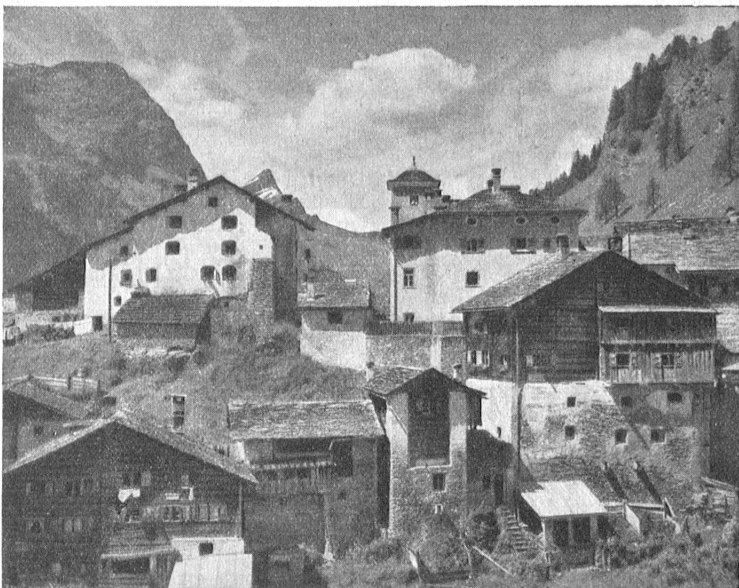
„Unsere Linette lassen wir nicht wieder fort, wir können sie nicht mehr entbehren!“ Wie wohl tun solche Worte und der ungewohnte Rosenamen, wie sie einen solchen seit Mutters frühem Tod von niemandem mehr hörte.

Da die Traubenernte dies Jahr eine ausnehmend prächtige zu werden verspricht, ist immer alles voll froher Laune, die auch auf Lina ansteckend wirkt. Das Lachen, das jetzt oft auf ihrem sonst so ernstesten Gesicht aufblüht, macht sie ganz jung, kaum zum Erkennen.

Doch nicht nur ihre Wangen blühen auf, auch in ihren Augen steht jetzt oft ein Leuchten, das vom Herzen herkommen muß.

Ach ja, das rote Lichtlein ist wieder angezündet, das schon einmal drin brannte, heimlich und verschwiegen auch jetzt, denn auch diesmal darf ja kein Mensch drum wissen.

Es ist Marcel, der sechszwanzigjährige Sohn des Hauses, der in Lina dies stille



Dorfpartie westlich vom Bach. Das Haus mit dem Turm ist das Gemeinde- und Schulhaus.

Feuer entzündete. In seiner Absicht kann es aber sicher nicht liegen, denn er hat ja eine junge Braut, die gegenwärtig in einer Haushaltungsschule der deutschen Schweiz sich auf ihren Ehestand vorbereitet.

Doch mit seinem fröhlichen, oft nedischem Wesen hat er der schüchternen Lina Herz gewonnen. Seine ritterliche Art tut dem sonst gar nicht verwöhnten, einsamen Menschenkinde ungemein wohl. Die schönste Birne, den weichsten Pfirsich, die süßesten frühen Trauben, die er pflückt, bekommt Linette, wie er sie taufte, die ihm dafür oft „les pommes de terre à la bernoise“, die er so gern ißt, zubereiten muß.

Die Weinlese hat begonnen. Die allgemeine Heiterkeit macht auch Lina immer fröhlicher; was sie aber noch seliger macht, ist das heimliche Licht im Herzen, das ihr Welt und Menschen verklärt. Doch sie weiß, daß es hier nie eine Erfüllung geben kann; daher bringt mancher frohe Tag ihr eine wehe Nacht. Es genügt ihr ja nicht mehr immer nur, daß sie liebhaben kann, sie möchte auch einmal eines Mannes warme Liebe fühlen, auch, wenn auch nur ein einzigmal, einmal sich küssen lassen von einem liebenden Mund.

Des Morgens aber schämt sie sich solcher Gedanken. Der, den sie gern sieht, gehört ja einer andern.

„Sie wissen doch, Linette, daß jede vergessene Traube, die an den Rebstöcken gefunden wird, einen Kuß kostet?“, fragt Marcel sie ganz ernsthaft, als sie zum erstenmal beim Lesen hilft. „Ja, ja, es sei ihr schon gesagt worden“, entgegnet sie, ganz rot werdend.

Wie sorgfältig prüft sie jede Rebe, bevor sie zum Weiterpflücken zu einer andern geht! Je sehnsüchtiger sie sich nach der süßen Strafe sehnt, desto mehr besleibt sie sich, ja keinen Anlaß dazu zu geben. Ganz heimlich muß sie lachen, wenn sie Marcel sieht, wie er ihre Reben gar genau inspiziert. Nein, nein, er wird nichts finden!

Wenn er aber dennoch eine Traube fände? Ganz blutrot schwimmt's ihr vor den Augen bei dem Gedanken. Ihm wäre es nur Spiel, doch ihr bedeutete es das Leben.

Einmal, wie er sie wieder so eifrig am Pflücken sieht, meint er nedend, sie solle einen Weinbauern heiraten, denn sie würde seine Arbeit gut verstehen.

Sie heirate überhaupt nicht, gibt sie ihm, feuerrot werdend, zurück. Darauf sagt er langsam, es sollte wohl auch scherzend klingen, doch seine Augen sehen ganz ernsthaft in die ihren:

„Warum haben wir uns nicht früher kennen gelernt, Linette? Wir hätten gut zueinander gepaßt.“

Zum Glück kommt in diesem Augenblick ein anderes Mädchen mit einem vollen Eimer daher, so daß sie einer Entgegnung enthoben ist. Kein Wort hätte sie antworten können. Ob Scherz, ob Ernst, diese Worte tönen in ihr wider wie wehe, süße Hammerschläge. Einmal ein Mensch ein Mann; der daran denkt, daß auch sie zur Ehe taugen könnte. Was er noch weiter sagte, das muß vergessen werden. Doch im Innersten labt sie sich daran, wie an einer köstlichen, verbotenen Frucht.

Am nächsten Tage ist's. Hell tönt aus allen Weinbergen das Zauchzen und das Singen der frohen Winzerleute in die klare Oktoberluft hinaus. Auch Lina ist wieder eifrig beim Traubenlesen und achtet auch heute genau darauf, daß sie ja keine überfiehet.

Da plötzlich hört sie Marcells Stimme: „Ma pauvre Linette, zu wenig aufgepaßt!“ — und er hält ihr eine prächtige Traube entgegen.

Die schon von der Arbeit und von der Wärme des schönen Herbsttages geröteten Wangen des erschrockenen Mädchens werden noch purpurner, und sie stammelt verlegen: „Sie haben die nicht in meiner Reihe gefunden.“

Er aber zeigt ihr die Rebe, wo er die Traube soeben abgeschnitten habe und lacht: „Das Wehren nützt nichts; die Strafe muß bezahlt werden. Warum paßt man nicht besser auf! Je größer die Traube, desto länger der Kuß!“

Kein Wort mehr, er nimmt die volle Brennte wieder auf und geht mit ihr dem Wagen vor dem Weinberg zu.

Lina ist jetzt doch nicht ganz sicher, ob sie wirklich nicht genug aufgepaßt oder ob er schwindelt. Doch wird ihr ganz seltsam, wie einem Menschen, der immer Durst gelitten und nun endlich einen gefüllten Becher vor sich sieht. Was ändern nur Rederei und Tändelei, ist ihrem schweren Blute heiliger Ernst. Sie schilt sich selbst und schämt sich, daß sie so töricht ist und wie ein verliebter Vagabund auf den versprochenen Kuß zählt. Und dann wieder lodt's in ihr: nur einmal nicht dran denken, ob Ernst, ob Spiel, ob Unrecht oder Recht. Nur einmal einen lieben Mund auf meinem spüren. —

Schon ist der Tag am Erlöschen. Die Berge leuchten im letzten Sonnengold, und der See schimmert wie blankes Silber herauf. Schon blinken drüben am Savonerufer die ersten Lichter auf. Das fröhliche Treiben in den Rebbergen ist verstummt; alles hat sich zur wohlverdienten Ruhe in die Dörfer und Häuser zurückgezogen. Sie und da klingt der wehmütige Gesang einer Handharmonika in den stillen Herbstabend hinaus.

Lina, die noch vor dem völligen Eindunkeln, wie allabendlich, die reifen, abgefallenen Spalierbirnen im untern Garten aufgelesen hat, trinkt dies unendlich friedevolle Abendbild in sich hinein. Wohl und weh ist ihr zumute. Sie sieht ihr einsames Leben vor sich, das sie ja bald wieder beginnen muß daheim. Still und müde ist's in ihr. Der kühle Abend hat in ihr ausgelöscht, was der heiße Tag an verbotenen Wünschen in ihr gewedt.

Mit langsamen Schritten wendet sie sich dem Hause zu, das jetzt schon im Dunkeln liegt. Da steht plötzlich Marcel neben ihr, nimmt ohne weiteres ihren Kopf zwischen seine beiden Hände und küßt sie schweigend auf den Mund. Er küßt sie nicht einmal nur, sondern viele, viele Male.

„Das ist für die Trauben, die ich noch finden werde“, flüstert er ihr zu, wie sie sich wehren will.

Er fühlt, wie sie am ganzen Körper zittert und nimmt sie fester in seine Arme.

„Nicht Angst haben, kleine Linette, jetzt ist ja Leszeit. Warum sollten nicht auch wir von den süßesten Trauben kosten dürfen?“

Lina will sich losmachen, doch ihre Füße versagen ihr den Dienst; gleichzeitig aber lodert der heiße Wunsch in ihr auf, daß dieser Augenblick kein Ende nehmen möchte.

Schritte nahen durch die Dämmerung. Marcel läßt das Mädchen los, und schweigend gehen sie zusammen dem Hause zu.

In der Nacht, die ihr keinen Schlummer bringen will, durchlebt sie in der Erinnerung immer wieder frisch die ganze wehe Seligkeit der süßen Sünde. Nun will sie zufrieden sein und nicht mehr wegen ihres einsamen Lebens klagen. Sie hat das Schöne, das sie tiefinnerst so heiß ersehnt, ja kosten dürfen.

Am Morgen erhebt sie sich mit müden Gliedern und schmerzdem Kopf. Ihr Herz und ihr Blut raunen ihr zu: „Noch lange sind nicht alle Trauben gepflückt. Still! deinen Durst, jetzt, da du kannst!“ Doch sie weiß, daß sie nicht nachgeben darf. Fest muß sie bleiben und darf die Sünde nicht noch größer werden lassen. Einmal! Das muß ihr genügen.

So vermeidet sie jede Gelegenheit, mit Marcel allein zu sein, hilft im Haus, statt noch weiter im Weinberg. Marcel ist heiter und fröhlich mit ihr, wie immer. Das ist das Beste, so kann auch sie ruhig und unbefangen erscheinen.

Nur bald darauf, beim Abschied am Bahnhof, als er ihr den vollen Korb mit Trauben reicht, den man ihr mitgegeben, sagt er leise und ernst:

„Vinette, Sie hätten früher zu Lese kommen sollen, dann hätten wir zusammen alle Trauben pflücken dürfen.“

Lina geht wieder still ihrer alltäglichen Arbeit nach, doch liegt seit ihrer Welschlandreise ihr ein Leuchten in den Augen, das man vorher darin nie gesehen. Und dieses Leuchten ist der Abglanz ihres entlagungsvollen Glücks, das ihr Leben aus dem grauen kalten Alltag in warme, goldene Höhe hebt.

Die Quelle des Glücks.

13

Roman von Erich Runter.

Endlich richtete sich Brüggemann wieder auf. Wie in einem letzten mühsamen Versuch, sich aus der verlorenen Schlacht zu retten, erhob er die Stimme: „Es gibt noch eine Möglichkeit für mich: dem jungen Stephan alles zu gestehen, ihn zu entschädigen und mich mit ihm zu einigen.“

„Auch da ist vorgesorgt“, antwortete der schredliche Geselle. Das Terrain „Quelle des Glücks“ gehört nicht mehr dem jungen Stephan allein, sondern mir zur Hälfte. Alles, was er dort unternimmt und überhaupt alle Veränderungen irgend welcher Art, die mit der „Quelle des Glücks“ geschehen, bedürfen meiner Genehmigung. Demnach habe ich den Nachfolger des früheren Besitzers gänzlich am Zügel. An Ihnen aber, Herr Brüggemann, liegt es, daß ich meinen Einfluß auf den jungen Herrn Stephan für oder gegen Sie geltend mache.“

„Sie sind bereits mit Baumgarten gegen mich verbündet.“

„Ich habe mich noch nirgends gebunden. Eben darum komme ich zu Ihnen, um mit Ihnen die Lage zu besprechen und Ihnen meine Vorschläge für ein Zusammengehen zu unterbreiten. Allerdings werden meine Bedingungen nicht einfach sein. Sie müssen aber immer bedenken, daß Ihre Lage sowieso unhaltbar geworden ist und daß Sie nur durch einen kühnen und tatkräftigen Mann zu retten sind.“

„Und dieser Mann wollen Sie sein? Ich glaube, da gebe ich das Rennen lieber vorher auf.“

„Sie vergessen, daß es damit nicht getan ist. Denn dann werde ich gezwungen sein, meine wertvollen Kenntnisse der andern Seite zur Verfügung zu stellen. Wie sich die Folgen gestalten würden, können Sie sich selber leicht überlegen.“

„Weiß sonst niemand um das sogenannte Geheimnis?“

„Natürlich nicht, — außer mir und dem Landstreicher Mofka, dem ich unter Garantie den Mund stopfen werde.“

„Und wie sind Ihre Bedingungen?“

„Die Erörterung dieses zweiten Teils meiner Mission wollen wir unserer nächsten Zusammenkunft vorbehalten. Es würde Sie heute zu sehr anstrengen. Begreiflicherweise sind Sie durch meine Eröffnungen schon jetzt ziemlich nervös geworden. Aber diese Auseinandersetzung war eben nicht zu vermeiden. Ueberdenken Sie nochmals alles in Ruhe, Herr Brüggemann. Die Lage ist schlimm, aber nicht hoffnungslos. Wenn Sie mit mir ein Bündnis schließen, sind Sie gerettet. Ich reiße Sie aus allen Nöten und Widerwärtigkeiten heraus.“

Brüggemann bat mit schwacher Stimme: „Gehen Sie jetzt!“

Er lag wie zerschlagen im Sessel und rührte sich in Minuten nicht mehr. Geräusche drangen in der jetzt folgenden Stille wie aus weiter Ferne an sein Ohr. Das Ticken der Uhr, Hundegebell, der Lärm eines anfahrenden Motorrades im Hof.

Mit dem Motorrad fuhr Borst nach Ezasnau hinüber, wo er überraschend eintraf.

Am Vormittag war Baron Plessen mit seiner Braut, Hedwig Schlehauf, nach Ezasnau gekommen. Es hatte Mühe gekostet, die beiden noch gut unterzubringen und nun kam obendrein Borst.

Der aber lehnte gleich ab, als Habedants sich erboten, ein weiteres Zimmer bis abends beziehbar zu machen. Er sagte, er habe in Neustadt bereits ein möbliertes Zimmer gemietet, und da könne er leicht jeweils mit dem Motorrad hin- und herfahren. Es sei nur zwanzig Minuten Wegs.

Während Borst ein Bad nahm, saßen Harry und Wera mit ihren Gästen bei dem Ehepaar Habedank im Stübchen und unterhielten sich. Später entfernte sich Wera. Sie empfing ihren Stiefvater, der sie um eine kurze Unterredung gebeten hatte, in ihrem Zimmer.

Als sie gegangen war, hielt der Baron nicht mehr zurück. „Mensch!“ rief er aus, „wie kommst du zu diesem Kerl! Also, laß mich bloß mal nachdenken; diese verbotene Frage kommt mir bekannt vor. Ich habe schon irgendwo die Bekanntschaft des Mannes gemacht und zwar keine angenehme.“

„Mir ist sie auch nicht angenehm. Ja, ich muß dir offen gestehen, lieber Freund, ich war froh, wenn ich mich nie mit ihm eingelassen hätte. Aber wir sprechen morgen mehr darüber. Du mußt mir raten und helfen, Walter.“

Zum Abendessen waren alle im Speisezimmer versammelt. Ein rechtes Tischgespräch wollte nicht aufkommen. In dem großen Raum saßen die Leute fröstelnd beieinander und tafelten schweigsam.

„Seht weih ich, wo ich Sie schon gesehen habe“, rief der Baron unvermittelt zu Borst hinüber.

„Dadurch hätten Sie sich nicht den Kopf zerbrechen brauchen“, erwiderte der Angeredete trocken. „Ich wäre Ihnen gern in der Auffrischung Ihres Gedächtnisses zu Hilfe gekommen. Es dürfte sich aber kaum verlohnen, die Erinnerung wachzurufen.“

„Ei, warum denn nicht?“ meinte Plessen, „nett war es ja damals nicht gerade, aber nun sind wir darüber hinweg. — Herr Borst“ wandte er sich an die Tischgenossen, „war nämlich mit meinem Vater befreundet und hat ihm daher auch redlich geholfen, unser Gut unter den Hammer zu bringen.“

„Reden Sie keinen Unsinn!“ entgegnete Borst grob. „Was wissen Sie denn, wie es damals zugegangen ist? Das war alles in Ordnung.“

„O ja, man kennt diese Ordnung. Da ist nicht dran zu drehen und zu deuteln. Brutus war ein ehrenwerter Mann, und ihr seid alle, alle ehrenwert. Ich weiß jedenfalls so viel, daß ich in jener fürchtbaren Zeit unfreiwilliger Zeuge eines Gespräches zwischen Ihnen und meinem Vater wurde, im Verlaufe dessen er Sie, — na, sagen wir: „ehrenwert“ nannte.“

„Wollen Sie nicht so höflich sein und Ihre Anregungen auf einen gelegeneren Zeitpunkt verschieben, Herr Baron?“ wies ihn Borst scharf zurecht.

„Nein, ich will nicht so höflich sein“, erwiderte Plessen wütend. „Und ich halte den Zeitpunkt für ganz geeignet, Ihnen meine Meinung über Sie zu sagen. Wer wie ich alle erdenklichen Arten von Rot und Unglück hat durchmachen müssen, setzt sich nicht mit einem Mann zu Tisch, von dem er weiß, daß er zum mindesten Mitschuld trägt an dieser Rot und an diesem Unglück. Ich bitte Sie, meine Herrschaften, herzlich um Entschuldigung für meine Unmanierlichkeit. Aber ich stehe auf. Lassen Sie sich nicht weiter hören.“

Der Baron ging in großer Erregung hinaus. Eine peinliche Stille entstand.

Borst erhob sich ebenfalls, indem er sagte: „Ich stelle fest, daß dieser Herr, einer Ihrer Freunde, Herr Stephan, mich grundlos anpöbelte und in Ihrem Hause schwer beleidigte.“